

Magazin Europa

6. Jahrgang :: November 2011

11

Robert Bosch **Stiftung**



Liebe Leserin, lieber Leser,



Europa ist kein einfaches Thema. Dabei müssen wir gar nicht an die Schuldenkrise denken. Es geht schon bei der Geographie los. Automatisch denken wir zunächst an die EU, bis zum Baltikum – maximal. Von dort bis zur tatsächlichen Ostgrenze

im Ural sind es aber noch rund 3000 Kilometer. Wie kommt es, dass viele Menschen einen so großen Teil des Kontinents gedanklich ausblenden? Es wird nicht einfacher, wenn wir uns von der geographischen Sicht lösen. Eigentlich meinen wir mit dem Begriff »Europa« doch mehr: die Wertegemeinschaft, geprägt durch ihre reiche Geschichte, abendländische Kultur und nicht zuletzt das Christentum. Doch wer versucht, Europa nach dieser Definition einzugrenzen, bekommt noch mehr Schwierigkeiten. Welche Länder gehören dazu? Welche nicht? Und gibt es so etwas wie eine europäische Identität?

Glücklicherweise müssen wir als Stiftung diese Fragen nicht entscheiden. Wenn wir uns mit Europa beschäftigen, geht es nicht um Definitionen, sondern um Dialog und Verständigung. Wir sehen es als unsere Aufgabe, Menschen aus unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen zusammenzubringen, gemeinsame Erfahrungen zu ermöglichen und den Diskurs über zentrale Zukunftsfragen Europas anzustoßen.

In unserem Europa-Magazin berichten wir deshalb vor allem von konkreten Projekten und realen Menschen. Mit ihren Augen erleben wir Europa aus ganz unterschiedlichen Perspektiven: vom östlichsten Rand oder dem Balkan, aus der Sicht eines Spaniers in Polen oder eines kroatischen Schriftstellers, der in Berlin lebt und arbeitet. Von ihnen erfahren wir manches über die Probleme des Zusammenwachsens, aber vor allem, wie sehr sich das Projekt Europa lohnt.

Ich wünsche Ihnen viel Freude beim Lesen!

Ihr

Stef Schott

Stefan Schott, Leiter Kommunikation

4

Jugend denkt Europa in neuer und erfrischender Art und Weise, als gemeinsame Projektarbeit virtuell und real

10

Mehr Transparenz und Bürger-nähe wünschen sich viele für die Europäische Union und ihre Institutionen. Die Stiftung setzt in ihrer Förderung darauf.

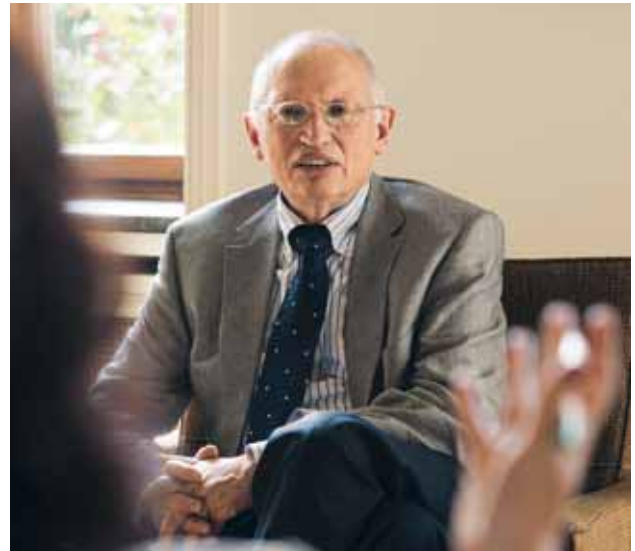


Fotos: Bosch AG, IFOK, Anita Back, Mitrovica Rock School | Titelillustration: Julia Pfaller

:: Inhalt

- 4 Europa der (jungen) Bürger**
Jugendliche aus europäischen Ländern begegnen sich im Programm Jugend denkt Europa virtuell und real
- 6 Europas Werte für die Zukunft**
Essay von Jerzy Buzek
- 10 EU – Europa**
Die Vision lebendig erhalten: Was braucht Europa?
- 11** Einst Vision, heute Realität: die europäische Einigung
- 13** Fairway nach Polen – ein Bellevue-Stipendiat berichtet
- 16 Die Meister von Naumburg**
Teilnehmer des Programms SchulBrücke Europa diskutieren mit Persönlichkeiten

19 Günter Verheugen im Gespräch
mit jungen Europäern



26

Musik überwindet
Feindschaft – so einfach ist
das nicht auf dem Balkan.
Wie es gehen kann, zeigt
die Mitrovica Rock School.



18 A Soul for Europe

Junge Entscheidungsträger setzen sich für
eine gemeinsame europäische Kultur ein

19 »Wir brauchen bekennende Europäer!«

Günter Verheugen im Gespräch mit Alumni des
Goerdeler-Kollegs der Robert Bosch Stiftung

22 Die Zukunft heißt Europa

Im russischen Perm am Ural trägt die europäische
Idee beeindruckende Früchte

26 Mit Musik Brücken bauen

Mitrovica Rock School gibt Hoffnung auf
eine friedliche Zukunft jenseits nationaler
Konflikte in Europa

**30 Wissenschaft
und Forschung**

Europa forscht, aber
noch selten vereint

**34 Die europäische
Identität: ein Bekenntnis**

Essay von Nikol Ljubic

36 Kultur, die zu den Menschen kommt

DUO bringt deutsche und
französische Künstler zusammen

38 Nachrichten aus der Stiftung

39 Personalia und Impressum





Gemeinsam
für Europa: die
junge Generation

:: Europa der (jungen) Bürger: virtuell und real

»Jugend denkt Europa« gibt jungen Europäern eine Stimme. In diesem Jahr diskutierten bereits rund 250 Schüler aus EU-Staaten über die europäische Energie- und Klimapolitik der Zukunft. Wir haben einige getroffen.

Von Lena Kampe

Ich hätte nicht gedacht, dass ich so was mal mache«, erzählt Katharina aus dem südhessischen Viernheim. Damit meint die Schülerin ihre Diskussionen mit Klassenkameraden und Projektpartnern aus Prag über die europäische Energiepolitik der Zukunft. Dass sie die Ergebnisse dann auch noch als Aktionsplan an die ungarische EU-Ratspräsidentschaft in Berlin übergibt, damit hätte die 18-Jährige nie gerechnet. Doch genau das hat ihr

»Jugend denkt Europa« ermöglicht: Katharina ist eine von rund 1800 Schülern, die seit 2008 an der von der IFOK GmbH realisierten Initiative der Robert Bosch Stiftung teilgenommen haben. In Projektwochen gründen die Jugendlichen dabei Europaparteien und erarbeiten politische Programme. Ihr Fokus: die europäische Energie- und Klimapolitik. Und weil Europapolitik nur grenzübergreifend gestaltet werden kann, tau-



Europa selbst erfahren Jugendliche machen mit

Die junge Generation zeige Politikverdrossenheit und Europa-Müdigkeit, lautet ein Vorwurf. Doch es ist für Jugendliche meist schwierig, im klassischen politischen Raum aktiv mitzuarbeiten. Daher braucht es jugendgerechte Ideen und Instrumente, um das durchaus vorhandene Interesse zu aktivieren und dauerhaft zu erhalten. »Jugend denkt Europa« hat die richtige Mischung gefunden.

schen sich die Teilnehmer über Onlineforen, Facebook und Skype mit Jugendlichen aus allen 27 EU-Mitgliedsstaaten aus. Jede Projektwoche wird außerdem von politischen Paten begleitet, die mit den »jungen Politikern« über deren Forderungen diskutieren. Im Anschluss fassen die Schüler ihre Ideen zu Themen wie CO₂-Reduzierung oder Energieverbrauch in einer gemeinsamen Erklärung zusammen, die sie den jeweiligen EU-Ratspräsidentschaften überreichen – so wie Katharina Anfang Juni an die ungarische.

Überlegen, wie man seine Ziele durchsetzt

Sie ist beeindruckt vom Übergabetag, denn der Austausch mit den anderen Schülern hat ihr gezeigt: »Fast alle denken so wie ich.« Das Projekt habe ihr und der Klasse viel gebracht: »Wir hatten endlich mal Gelegenheit, die Hintergründe kennenzulernen, uns eine eigene Meinung zu bilden und zu überlegen, wie wir unsere Ziele durchsetzen können – unabhängig von unseren Eltern, Lehrern oder den Medien.« Die Gymnasiastin, die sich vorher vor allem durch die Nachrichten über Energiefragen informiert hat, vergleicht das mit einer Glühbirne, die plötzlich leuchtet: »Man denkt: Ah, jetzt weiß ich, wie das funktioniert!« Und so viel Spaß gemacht wie »Jugend denkt Europa« haben die Nachrichten bisher auch nicht. Deshalb möchte sich Katharina weiter mit den anderen Jugenddelegierten aus Berlin engagieren – das haben die Jugendlichen bereits vereinbart.

Eine Gemeinschaft, die auch in Zukunft trägt

Carolin (18) aus dem schwedischen Lund hat ähnliche Erfahrungen gemacht: Für die Schulabsolventin ist »Jugend denkt Europa« ein guter Weg, junge Menschen mit den gleichen Interessen und Ideen zu treffen. Es habe sich eine Gemeinschaft gebildet, auf die sie auch in Zukunft gerne zurückgreifen wolle. Die Schwedin hat außerdem gemerkt, dass ihr Einsatz zählt: »Die beteiligten Politiker, aber auch die Lehrer waren sehr daran interessiert, was wir Schüler zu sagen hatten.« Sie hofft, dass ihre Brüssel-Reise Mitte Juli ein ähnliches Ergebnis erzielt. Dort übergaben Carolin und acht weitere internationale Ju-

genddelegierte den Aktionsplan an das Kabinett von EU-Energiekommissar Günther Oettinger und diskutierten im Anschluss mit den politischen Paten aus dem Europäischen Parlament.

Global denken, lokal handeln

Einer, den der Geist von »Jugend denkt Europa« schon seit 2009 begeistert, ist David (19) aus Ungarn. Nach einer Projektwoche in seiner Schule durfte er vor zwei Jahren als Jugenddelegierter nach Kopenhagen zum UN-Klimagipfel reisen, um dort der Meinung der europäischen Jugend Ausdruck zu verleihen. Gerade die Kombination aus der Themenwahl und dem Austausch mit anderen jungen, engagierten Europäern ist es, die das Projekt für ihn so besonders macht. »Jugend denkt Europa« hat mir die Augen für globale Probleme geöffnet und gezeigt, dass Menschen ihr Verhalten ändern können, wenn sie zusammenarbeiten.« Seither gilt für David das Motto »Global denken, lokal handeln«. So engagiert sich der junge Ungar für Bildungsprogramme des ungarischen Klimabüros – ein Kontakt, der über einen Referenten bei »Jugend denkt Europa« zustande kam. In diesem Jahr half David auch bei der Durchführung der Projektwoche in seiner Schule in Budapest mit. Denn, so sagt er: »Bei »Jugend denkt Europa« mitzumachen, würde ich jedem empfehlen.«

Autorin Lena Kampe ist Mitarbeiterin der IFOK GmbH.
E-Mail: presse@youngideasforeurope.eu
Online www.youngideasforeurope.eu



Die Teilnehmer wollen auch über die Projektarbeit hinaus miteinander in Kontakt bleiben.

Europas Werte für die Zukunft

Von Jerzy Buzek

Die Krise hat Europa fest im Griff. So scheint es zumindest, wenn man den Schlagzeilen glauben darf. Wie so oft häufen sich die Kommentare derjenigen, die schon immer den Untergang vorausgesehen haben. Schuld haben in solch einem Moment am besten die anderen. Der Wert unseres gemeinsamen Geldes und mehr noch der Wert unserer europäischen Wertegemeinschaft scheint sich im freien Fall zu befinden.

Ja, Europa ist in der Krise, im ureigensten Sinn des Wortes. Es mag kein Zufall sein, dass wir auch dieses Wort von den Griechen gelernt haben – wie die meisten unserer Konzepte und Ideen. Das Wort Krise meinte im alten Griechenland zunächst »Entscheidung«. Wie so oft steht Europa an einer Wegscheide. Wir müssen entscheiden, welchen Weg wir beschreiten wollen. In der Europäischen Union geht es dabei immer auch um die Tiefe der Integration. Können wir den Herausforderungen der Zukunft besser gemeinschaftlich oder nationalstaatlich begegnen?

Um Entscheidungen für die Zukunft zu treffen, muss es stets Anspruch der Politik sein, sich von Werten leiten zu lassen und sie im Rahmen der Möglichkeiten umzusetzen. Welches sind nun die Werte, auf die unser Gemeinwesen begründet ist? Und vor allen Dingen, welchem der Werte sollten wir im Falle eines Zielkonfliktes den Vorzug geben? Letztlich wird diese Entscheidung jeder Einzelne nach bestem Wissen und Gewissen treffen müssen. Doch manchmal mag auch ein Blick von außen helfen, Klarheit über die eigene Identität zu gewinnen.

Seit mehr als einem halben Jahr verfolgen wir mit großer Aufmerksamkeit den demokratischen Wandel in der arabischen Welt. Aus dem Arabischen Frühling ist inzwischen ein Libyscher Sommer geworden. Die gesamte Region steht

Europa ist wieder ein Vorbild geworden durch die universelle Anziehungskraft unserer Werte.

erst am Anfang eines langen und steinigen Weges zu den hohen Standards von Demokratie und Rechtsstaatlichkeit. Dennoch habe ich in den vielen Gesprächen mit Vertretern der Opposition aus einzelnen arabischen Ländern dasselbe Feuer gespürt, das uns 1989 in Mittel- und Osteuropa erfasst hatte. Das Erlebnis, nicht allein zu sein. Das Erlebnis gemeinsamer Werte. Das Erlebnis neu gewonnener Menschenwürde.

Als ich Anfang des Jahres in Ägypten auf dem Tahrir-Platz stand, hat mich ein Satz aufhorchen lassen: »Thank you, Eu-





Jerzy Buzek

Professor Dr. Jerzy Buzek ist seit 2009 Präsident des Europäischen Parlaments und wurde 2004 mit dem besten polnischen Wahlergebnis erstmals als Abgeordneter ins EU-Parlament gewählt. Er war von 1997 bis 2001 Premierminister Polens und führte in dieser Zeit sein Land in die NATO. Im Jahr 1980 wurde er Mitbegründer der Bewegung Solidarność und arbeitete nach deren Verbot im Untergrund weiter. Geboren wurde Buzek 1940 in Śmiłowice/Schlesien. Sein Heimatort befindet sich heute auf dem Gebiet der Tschechischen Republik.

rope!« Wir müssen uns vorstellen, was dies bedeutet. Da gibt es Menschen in der Arabischen Welt, die bereit sind, alles aufs Spiel zu setzen, um für Freiheit, Demokratie und Rechtsstaatlichkeit zu kämpfen – für unsere Werte. Sie vertrauen unseren Werten. Sie vertrauen unserer Geschichte.

Europa ist wieder ein Vorbild geworden. Die universelle Anziehungskraft unserer Werte spiegelt sich in den Ländern unserer südlichen und östlichen Nachbarschaft wider. Anders als in der Vergangenheit werden diese Werte nicht durch Unterwerfung und Kolonialisierung vermittelt, sondern durch freiwillige Akzeptanz. Das bedeutet nicht nur eine Chance für Frieden, Recht und ein besseres Leben für diese Menschen, sondern es ist auch unsere Chance, Europa in der Welt zum Leuchten zu bringen. Wir müssen unsere Glaubwürdigkeit in der Region stärken. Wir dürfen das Vertrauen in unsere Werte nicht enttäuschen.

Der Blick von außen zeigt, dass die Europäische Union mehr ist als die Summe ihrer nationalen Interessen. Europa ist in der Tat zu einem Modell geworden. Ob in Afrika, in Lateinamerika oder in Südostasien: Mehr und mehr Staaten versuchen, dem Weg der friedlichen Integration zu folgen, den Europa seit den Abgründen des Zweiten Weltkriegs beschritten hat.

Dabei hat der Weg in unsere gemeinsame Zukunft gerade erst begonnen. Ich bin mir sicher, dass wir ihn zusammen besser werden beschreiten können als alleine, auch wenn es uns gelegentlich ein Zugeständnis kosten mag. Europas Erfolgsgeschichte beruht auf der Einsicht, dass wir Souveränität im Sinne von Handlungsfähigkeit nur dann gewinnen, wenn wir sie teilen. Das gilt für unser Gemeinwesen. Das gilt aber auch für unser Verhältnis zu unseren Nachbarn und zur Welt.

Ich wünsche mir, dass in Zukunft mehr und mehr Menschen sich unserer Wertegemeinschaft anschließen werden. Im Fall der Nationen Europas, die noch nicht Mitglied unserer Union sind, kann dies in der klassischen Form eines Beitritts erfolgen. Im Fall der Staaten in unserer Nachbarschaft und darüber hinaus kann ich mir eine schrittweise Integration untereinander und mit uns in Europa vorstellen. Letztlich kann uns dieser Weg zu einer Weltgemeinschaft führen, die nicht von der Herrschaft des Stärkeren, sondern von der Herrschaft des Rechts jedes Einzelnen geprägt ist. Der Vertrag von Lissabon zählt die Werte auf, die uns Verpflichtung sind. Unsere Union ist gegründet auf Achtung der Menschenwürde, auf Freiheit, Demokratie, Gleichheit, Rechtsstaatlichkeit und die Wahrung der Menschenrechte. Wenn wir Europäer heute eine der größten Krisen unser Wirtschafts- und



Wir Europäer können die Krise nutzen, um den Traum einer politischen Union zu verwirklichen.

Finanzordnung zu meistern haben, dann müssen wir uns dieser Werte vergewissern, um Entscheidungen für die Zukunft zu treffen, in voller Solidarität und Verantwortung. Niemand darf dabei ausgegrenzt werden. Niemand darf sich seiner Verantwortung entziehen.

Wir Europäer können die Krise nutzen, um den Traum einer politischen Union zu verwirklichen, den die Gründungsväter des vereinten Europas zu träumen gewagt haben. Es wird eine Union der Bürger sein – und nicht mehr der Diplomaten. Eine Union, in der Entscheidungen im Plenarsaal eines Parlaments getroffen werden – und nicht in nächtlichen Runden am Verhandlungstisch. Eine Union der Werte. Ich bin mir sicher: Wenn wir diesem Ziel folgen, werden wir auch die heutige Krise bewältigen können, zum Wohle der Menschen in Europa und in der Welt.



Das Europäische Parlament in Straßburg steht für die Werte der Union.

:: Die Vision lebendig erhalten Was braucht Europa?

Wer entscheidet was in Brüssel? Kommission, Rat, EU-Parlament, Euro-Gruppe? Die meisten Bürger wissen, dass diese Institutionen ihr Leben ganz wesentlich beeinflussen. Wie und nach welchen Spielregeln, das ist jedoch vielen ein Rätsel. Sie erleben das politische Brüssel als eine ferne, intransparente und teilweise sogar bedrohliche Bürokratie mit wenig erkennbarem Nutzen. Das Vertrauen in die EU schwindet, die Gemeinschaft verliert immer mehr an Rückhalt.

Dem will die Robert Bosch Stiftung entgegenwirken, sie will die Vision des geeinten Europas mit Leben füllen. Dafür braucht es vor allem junge Menschen, die sich für das Ziel der europäischen Integration begeistern und die bereit sind, den Weg dorthin zu gestalten. Diese Begeisterung für Europa entsteht am besten durch positive Erfahrungen in konkreten, grenzüberschreitenden Projekten und durch Begegnungen mit Gleichgesinnten aus anderen Ländern.



n:



Robert Bosch
glaubte an ein
geeintes Europa.



:: Einst Vision, heute Realität: die europäische Einigung

Zwischen den Weltkriegen schien ein vereintes Europa utopisch – Robert Bosch setzte sich dennoch dafür ein. Heute fördert und handelt die Stiftung in seinem Sinne europäisch; die Geschichte hat dem Stifter recht gegeben.

Von Peter Theiner und Joachim Rogall

Robert Bosch hat sich intensiv mit dem Verhältnis Deutschlands zu seinen europäischen Nachbarn beschäftigt. Als Gründer eines global agierenden Unternehmens dachte er über die nationalstaatlichen Grenzen hinaus. Als aktiver Staatsbürger setzte er sich mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln dafür ein, Deutschlands Weg zu einem konstruktiven, friedlichen Mitglied der europäischen Völkerfamilie zu befördern. Denn die Folgen kriegiger Auseinandersetzungen hatte ihm der Erste Weltkrieg drastisch vor Augen geführt.

Als Unternehmer sah Robert Bosch keinen Gegensatz zwischen seinen Firmeninteressen und der Förderung des Gemeinwohls. Sein Ausspruch »Ein Idealist ist ein Materialist, klug genug einzusehen, dass es ihm nicht alleine gut gehen kann« charakterisiert einprägsam sein unternehmerisches Denken. Er lässt sich aber auch auf die politische Ebene übertragen. Bosch war klar, dass es auch Deutschland nicht alleine gut gehen kann, dass den nationalen Interessen am besten durch Einvernehmen mit den Nachbarn gedient ist.





West-Ost-Verbindungen auf dem Kontinent schaffen und ausbauen

Mit dieser Haltung, selbstbewusst und besonnen zugleich, nahm Robert Bosch zu seinen Lebzeiten besonders im Kreise seiner Unternehmerkollegen eine Sonderstellung ein. Selbst zwischen den Weltkriegen hielt er an dem Gedanken eines geeinten Europas fest.

Seine eindrucksvolle Förderung der deutsch-französischen Beziehungen nach dem Ersten Weltkrieg war konkreter Ausdruck seines Denkens in europäischen Bezügen. Dabei ging es vor allem auch um eine Veränderung der Einstellung zum jeweils anderen Land. Robert Bosch sprach deshalb von der Notwendigkeit der Völkerversöhnung.

In Deutschland galt es, revanchistischen Bestrebungen zur Tilgung der »Schmach von Versailles« entgegenzutreten, in Frankreich ging es darum, Sorgen wegen eines wirtschaftlichen und politischen Wiederaufstiegs des deutschen Nachbarn zu zerstreuen. Anders als die deutsche Diplomatie jener Jahre plädierte Robert Bosch mit Augenmaß und Weitblick für »Mäßigung in unseren Forderungen«.

Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten musste Robert Bosch das Scheitern seiner Aussöhnungsbemühungen und schließlich sogar einen weiteren Weltkrieg miterleben. Als in den sechziger Jahren die Robert Bosch Stiftung ihre Arbeit aufnahm, knüpfte sie mit der Aufnahme der Förderung der deutsch-französischen Beziehungen direkt an das Lebenswerk des Stifters an. Konsequenter trat in den siebziger Jahren die Förderung der deutsch-polnischen Beziehungen hinzu, für die Verständigung Deutschlands mit seinen Nachbarn in Europa von entscheidender Bedeutung. Allerdings bewegte sich diese Förderung wegen des Eisernen Vorhangs

quer durch Deutschland und Europa in den engen Grenzen des Kalten Krieges.

Dies änderte sich mit dem politischen Umbruch 1989/90. Die jungen Demokratien Osteuropas knüpften wieder an ihre angestammten Bezugspunkte im Westen an. Über Nacht wurde die Vision eines politisch, wirtschaftlich und kulturell geeinten Europas zu einer realistischen Möglichkeit.

Mit der Einbeziehung aller Länder Ostmittel-, Südost- und Osteuropas in ihre Förderung hat die Robert Bosch Stiftung auf diese unverhoffte und ungeheure Chance des geeinten Deutschlands in einem ungeteilten Europa reagiert. Entscheidend war dabei, den östlichen Nachbarn ohne Überheblichkeit auf Augenhöhe zu begegnen. Sie konnten nichts für das politische System, das ihnen nach 1945 aufgezwungen wurde, und das ihnen keine Entwicklungsmöglichkeiten ließ.

Dabei wurde die Förderung des bereits geeinten Europas nicht vernachlässigt, sondern durch Einbeziehen der östlichen Nachbarn entscheidend ergänzt. Zur Förderung von Legitimität, Akzeptanz und Bürgerbeteiligung in der EU, die sich ab 2004 mit dem Beitritt zahlreicher Länder des früheren Ostblocks erweiterte, kommt heute die Förderung von Prozessen, die die Nachbarn Europas an die Werte und Standards der Union heranführt, Verbindungen über die EU-Außengrenzen fördert und Konfliktherde in der Nachbarschaft zu entschärfen sucht.

Die Lage unseres Landes in Europa fordert von uns in besonderer Weise, West-Ost-Verbindungen zu schaffen und auszubauen. Zusammenhalt, Glaubwürdigkeit, Partizipation und Stabilität stärken Europas Stellung in der Welt und das Gemeinschaftsgefühl der Europäer über die unverändert wichtigen und legitimen regionalen und nationalen Wurzeln hinweg.

Autoren Dr. Peter Theiner und Prof. Dr. Joachim Rogall sind Bereichsdirektoren Völkerverständigung in der Stiftung.

Online www.bosch-stiftung.de/voelkerverstaendigung



:: Fairway nach Polen

Das Bellevue-Programm bringt exzellente Nachwuchskräfte aus der obersten Verwaltung der EU-Länder in ein Partnerland. Der Spanier Fernando Lopez berichtet über seine Zeit im polnischen Ministerium für regionale Entwicklung.

Von Fernando Lopez

Ich segelte bis ans andere Ende Europas. Eine Schönwetterperiode im Osten und die Aussicht auf eine neue Erfahrung im Ausland versprachen eine interessante Zeit. Als Bauingenieur war ich gespannt auf eine wachsende Ökonomie und wie die Polen damit umgehen. Nachdem ich lange über das Abenteuer, dem Bellevue-Programm beizutreten, nachgedacht hatte, legte ich - um im Bild zu bleiben - die Takelagen zurecht, um an Bord zu gehen. Masten und Spieren wurden erst kürzlich lackiert und waren stark genug, um mit der rauen See fertig zu werden. Die Robert Bosch Stiftung hat mir dabei geholfen, Segel zu setzen, um mich nach Polen aufzumachen.

Voneinander lernen und miteinander arbeiten, um Europa voranzubringen: das Bellevue-Programm

Der erste Eindruck von Warschau bei meiner Ankunft Ende September 2010 war der einer aufstrebenden Stadt. Viele moderne Gebäude füllen mittlerweile die Brachen, die der Kommunismus hinterlassen hat. Vor meiner Teilnahme an diesem Programm war mir die polnische Sprache völlig unbekannt. Zu Hause in Madrid nahm ich während des Sommers an einem Grundkurs teil, sodass ich es schaffte, mich zu Beginn meines Aufenthalts in Warschau einigermaßen zurechtzufinden. Straßennamen und Plakatwände konnte ich schon lesen. Immerhin. Um mich aber besser in das Warschauer Leben und die Menschen einzufühlen, musste ich die Sprache noch intensiver studieren. Und das tat ich. Viele Leute wollten Englisch mit mir reden. Der Augenblick, in dem ich meinen ersten ganzen Satz korrekt formulieren konnte - es war Ende November -, hat mich unglaublich gefreut!

Polen rückt immer mehr ins Zentrum Europas, nicht nur wegen seiner derzeitigen europäischen Ratspräsidentschaft,



Der Spanier Fernando Lopez fühlte sich wohl in Warschau.



sondern auch, weil das Land den Integrationsprozess aktiv vorantreibt. Der Dialog wurde zwischen der polnischen Verwaltung, insbesondere dem Ministerium für Regionale Entwicklung, und den europäischen Institutionen hergestellt. Darüber hinaus gab das 20-jährige Jubiläum des Polnisch-Deutschen Vertrages über gute Nachbarschaft und freundschaftliche Zusammenarbeit wichtige Impulse. Davon profitieren beide Länder.

In anderer Hinsicht können wir aber Polen und Spanien als verwandte Partner ansehen. Beide teilen gemeinsame Werte, wie die tief verwurzelte katholische Tradition, den starken Familienzusammenhalt und manchmal das Gefühl, dass wir zum Rest Europas immer noch einiges aufholen müssen. Gesamtbevölkerung und Fläche entsprechen sich sogar in etwa. Trotzdem haben beide Länder eine völlig andere Geschichte. Während es lange Spaniens außenpolitisches Hauptanliegen war, die Vorherrschaft über seine Kolonien zu bewahren, stand Polens Souveränität bis in die jüngste Vergangenheit auf dem Spiel. In Spanien gibt es einen kaum spürbaren Patriotismus, während in Polen das Motto »bóg, honor i ojczyzna« (Gott, Ehre und Heimatland) allgegenwärtig ist.

Selbstkritisch betrachtet muss ich zugeben, dass viele spanische Beamte die Mentalität besitzen, viel Papier zu produzieren und zu denken, dies sei ein Zeichen von Produktivität. Im Gegensatz dazu verwenden viele polnische Staatsdiener Formulare in einem wesentlich bescheideneren Umfang. Informelle Kommunikation dagegen ist in Spanien weit wichtiger als in Polen. In meinem Ministerium, dem Ministerio de Fomento, sind spontane Treffen mit externen Fachleuten sehr häufig. Es ist in Polen schlicht und einfach nicht vorstellbar, dass man sich nach einem Telefonanruf oder einem Kurzbesuch auf ein Bier und Sandwich trifft, um gemeinsame Schwierigkeiten zu besprechen.

Das Bellevue-Programm: Kompetenz für Europa

Das Programm bietet Nachwuchsführungskräften der obersten Staatsbehörden Weiterqualifikation, Auslandserfahrung und Begegnung mit Kollegen. Während des zwölfmonatigen Arbeitsaufenthalts in einem Partnerland machen sie sich mit den Verwaltungsstrukturen und der politischen Willensbildung dort vertraut. Sie bringen ihre berufliche Erfahrung in die Gastbehörde ein und übernehmen eigenverantwortlich Aufgaben. Deutschland, Italien, Polen, Portugal, Slowenien, Spanien, Ungarn und Irland nehmen teil. Jährlich gibt es bis zu zwölf Stipendien. Schirmherren des Programms sind die Staatsoberhäupter der Partnerländer.

Unterschiedliche Arten von Kommunikation

Auch die Balance zwischen individueller Arbeit und Teamarbeit ist unterschiedlich: Während die professionelle Atmosphäre, die ich hier in Polen sehe, eher zu einer Art Vereinzelung der Behörden führt – Meetings zur Koordination der Abteilungen sind eher selten –, sind viele spanische Beamte damit beschäftigt, ihre Sorgen mehr Menschen als nötig zu vermitteln. Trotzdem vermisste ich in Polen die täglichen E-Mails, die so beginnen: »Ich muss das Problem X lösen. Hat irgendjemand schon mal mit so etwas zu tun gehabt?« Eine Konversation mit einem Vorgesetzten zu beginnen, fiel mir anfangs schwer. In Spanien ist es üblich, dass Vorgesetzter und Mitarbeiter spontan eine Unterhaltung beginnen, wenn sie sich treffen. Sonst entstünde der Eindruck der fehlenden Übereinstimmung und des Mangels an gemeinsamen Zielen. Als ich im April zu meinem Vorgesetzten ging, um über gemeinsame Projekte zu sprechen, war ich irritiert über seine erste Frage: »Was wollen Sie?« In Spanien neigen wir zu solchen Formulierungen nur bei Leuten, die wir gar nicht kennen und mit denen wir keinen Kontakt haben wollen, zum Beispiel mit dem Staubsaugervertreter an der Haustür.

Zu lernen, wie Probleme in Spanien und in Polen angepackt und Entscheidungen gefällt werden, stellt eine große Berei-



cherung für meinen Werdegang dar, nicht nur, um meinem Ministerium Verbesserungen bei ähnlichen Situationen vorzuschlagen (zum Beispiel als ein Ergebnis des Vergleichs von technischen Normen und Standards). In Brüssel kann ich ein nützliches Verbindungsglied im europäischen Integrationsprozess sein, vor allem, weil sich Spanien vor etwa 20 Jahren

in vielen Bereichen einer ähnlichen Situation stellen musste wie Polen jetzt. Spanien und Polen kommen sich in ihrem langfristigen Austausch von Ideen und Wissen immer näher und umschließen ein vereintes Europa. Um dazu weiter beizutragen, verfasse ich gerade eine Liste mit Dingen, die von Polen nach Spanien und andersherum importiert werden können. Zu diesen Dingen gehören nicht nur gastronomische Produkte, sondern auch eine breit gefächerte Liste von Pop-up-Zahnbürsten bis hin zu Straßenverkehrszeichen, Bahnhofstafeln oder Supermarktlabele.

Für europäische Aufgaben geeignet: Bellevue-Stipendiaten bereichern fachlich und bauen persönliche Brücken.

Die Gelegenheit, mich für ein Land mit Ideen und Arbeitskraft zu engagieren, das gerade einen schwindelerregenden Wandel erlebt, macht mich sehr glücklich. Ich navigiere zurück durch einen blauen Ozean unvergesslicher Erinnerungen, die mir helfen werden, meine persönlichen Ziele jetzt und in der Zukunft besser anzusteuern. Als einfacher Matrose möchte ich der Robert Bosch Stiftung für diese wunderbare Reise danken.

Autor Fernando Lopez war Bellevue-Stipendiat im Jahrgang 2010/2011.

Online www.bosch-stiftung.de/bellevue

Seminare für alle Stipendiaten gehören zum Programm.



The background of the lower two-thirds of the page is the European Union flag, featuring twelve yellow stars arranged in a circle on a blue field. In the foreground, there are blurred silhouettes of people's heads and shoulders, suggesting a group of participants.

Die Meister von Naumburg

Die ehemaligen Teilnehmer des Programms SchulBrücke Europa nutzen die Chance zum Nachfragen, Nachhaken und Diskutieren.



Für eine Woche verwandelt sich die Saalestadt zum jugendlichen Europalabor. Teilnehmer des Programms SchulBrücke diskutieren über den Kontinent in Zeiten der Krise. Ohne Denkverbote – und ohne Scheu vor renommierten Gästen.

Von Dimo Riess

Haben Sie Angst vor der Zukunft?« Blonder Haarschopf, kecker Blick und dann diese Frage. Naiv klingt sie. Aber letztlich bringt Malte Dewies damit geschickt all das auf den Punkt, was Jugendliche wissen wollen, wenn sie in turbulenten Zeiten einen Wirtschaftswissenschaftler treffen. Was wird aus uns im sicher geglaubten Europa, jetzt, da Staaten vor der Pleite stehen, die Medien täglich das Wort Crash bemühen?

Malte ist einer von 30 Jugendlichen, die im Naumburger Jugendhotel Euroville diskutieren. Alle um die 18, 19 Jahre alt. Europäer, von Frankreich bis Bulgarien, die sich auf Deutsch verständigen. Und alle haben in den letzten Jahren über die SchulBrücke Europa Grenzen überschritten. Grenzen zwischen Nationen. Grenzen im Denken. Die SchulBrücke Europa – getragen von der Robert Bosch Stiftung und der Deutschen Nationalstiftung, durchgeführt von der Europäischen Jugendbildungs- und Jugendbegegnungsstätte Weimar

(EJBW) – bringt Schüler in Projektwochen zusammen, um mit Blick auf die Geschichte die Zukunftsfähigkeit Europas zu erörtern.

Suche nach dem »guten Europäer«

Die Naumburger AlumniBrücke vom 4. bis 12. August, sie versammelt ehemalige Teilnehmer, um sich in Anlehnung an Nietzsche auf die Suche nach dem »guten Europäer« zu machen. Bilder von Napoleon über Sophie Scholl bis Hans-Dietrich Genscher an der Stellwand im Saal zeugen davon. Und an einem Nachmittag sitzen davor, zwischen Jugendlichen im legeren Stuhlkreis: Professor Rüdiger Pohl, ehemaliger Präsident des Instituts für Wirtschaftsforschung Halle, Ulrich Cartellieri, Kuratoriumsmitglied der Deutschen Nationalstiftung und lange Jahre Vorstandsmitglied der Deutschen Bank, Dirk Reimers, geschäftsführender Vorstand der Nationalstiftung.

Sie stellen sich den Fragen der Jugendlichen. Es geht um Weichenstellungen in der Finanzkrise, um die These von den Grenzen des Wachstums, um den Zulauf der politischen Rechten, um die Tendenz der Medien, Sachverhalte zu dramatisieren. Themen, die in der Luft liegen in diesen Augusttagen. Mit klaren Aussagen wird nicht geizt. »Konkursverschleppung« nennt Cartellieri die Hilfen für Griechenland. »Es kann nicht sein, dass die Politik über Nacht die Spielregeln von Europa ändert«, klagt Pohl.

Denkverbote gibt es nicht

»Die wirtschaftlichen Aspekte habe ich nicht alle verstanden«, wird die Niederländerin Michelle Steenvorden am Ende sagen. Doch geblieben sind Denkanstöße, gewachsen ist die Lust, tiefer in die Materie einzudringen. »Ich weiß jetzt besser, auf was ich mich mit meinem Studium einlasse«, meint Lily Dzhurgova. Sie freut sich auf ihr Studium der Wirtschaftswissenschaften ab Herbst in Bulgarien. Für Frithjof Reinhardt, Teil des SchulBrücke-Teams, geht es genau darum: »Die Teilnehmer haben durch Persönlichkeiten Positi-

Bewusstsein für Europa Beispiel SchulBrücke

Mit ihrer Europa-Förderung setzt die Stiftung gezielt bereits bei Schülern an. Denn gerade auf die junge Generation kommt es an, damit Europa in den Köpfen und Herzen seiner Bürger verankert bleibt. Aus einem frühzeitig entwickelten Europa-Bewusstsein soll langfristig politische Beteiligung erwachsen. Im Projekt SchulBrücke (eine Kooperation der Deutschen Nationalstiftung und der Robert Bosch Stiftung) treffen sich international gemischte Schülergruppen zu Projektwochen und bilden dauerhafte Netzwerke, die durch Alumni-Veranstaltungen ihre Nachhaltigkeit gewinnen. www.schulbruecke-europa.de





Zeit für intensive Diskussionen in Naumburg: Ehemalige des Programms Schul-Brücke kommen gerne wieder.

onen kennengelernt. Daran können sie sich reiben und Szenarien durchdenken. «Ein Denken, das unbekümmert Lösungen sucht. »Wäre es nicht leichter, alles crashen zu lassen und neu aufzubauen?«, fragt Julian. Wer zuvor sein Ohr in die Wolke der Pausengespräche hielt, der weiß, dass Julian mit der Frage nicht alleine steht. Worte wie »Systemwechsel« werden da laut. Denkverbote? Gibt es nicht. »Es ist super, mit Leuten, die man sonst nie treffen würde, auch abwegige Thesen zu besprechen«, freut sich Julian.

Wem gehört die Kunst?

So sehr aktuelle Entwicklungen in die Diskussion drängen, Gesprächsleiter Reinhardt fragt nach den Dimensionen einer europäischen Identität. Reimers zeigt, wie der Blick in die Geschichte hilft. Gerade hier in der Domstadt: Der sogenannte Naumburger Meister, Steinbildhauer des Mittelalters und Schöpfer der dortigen Domfiguren, wirkte zuvor an der Kathedrale von Reims. Wer darf ihn nun für sich reklamieren?

»Es ist super, mit Leuten, die man sonst nie treffen würde, auch abwegige Thesen zu besprechen.«

Deutsche? Franzosen? Den Mann aus einer Zeit, als die heutigen Nationalstaaten nicht existierten? »Vieles ist nicht teilbar«, sagt Reimers.

Bleibt noch Maltes Frage nach der Angst. Angst lähmt. Das Gegenteil wollen die Gäste den Jugendlichen vermitteln.

»Hinterfragen Sie Informationen kritisch«, sagt Pohl. Und Cartellieri ergänzt: »Und mischen Sie sich ein.«

Autor Dimo Riess ist Journalist in Leipzig.

E-Mail: Dimo.Riess@web.de

Online www.schulbruecke-europa.de

Initiative »A Soul for Europe« Mehr Europa!

Junge Entscheidungsträger setzen sich für ein neues kulturelles Bürgerbewusstsein in Europa ein. Die Robert Bosch Stiftung ermöglicht die Arbeit der Strategiegruppe.

»Die wirtschaftliche Integration ist zwar ein bedeutendes Ziel, aber echte Einheit gibt es nur, wenn Europa sich neben einer stabilen Währung auf seinen kulturellen Reichtum besinnt und den Europäern mehr Beteiligung einräumt«, sagt der deutsche Journalist Andreas Bock. Er ist einer der über 50 jungen Entscheidungsträger aus mehr als 20 europäischen Ländern, die sich in der Initiative »A Soul for Europe« engagieren. Diese jungen Europäer fordern, dass sich europäische Wirtschaft und Politik auf ihre kulturelle Komponente besinnen. Nur so könne das Projekt Europa gelingen. Auf europäischen Fachkonferenzen und Workshops tauschen sich Künstler mit Vertretern aus Wirtschaft und Politik aus. Die Treffen ermöglichen vielerorts, dass zivile Akteure und kommunale Entscheidungsträger zum ersten Mal an einem Tisch sitzen. Mit dabei sind auch Mitglieder des hochrangig besetzten Beirats und der parlamentarischen Arbeitsgruppe im Europäischen Parlament. Sie schlagen mit ihrem Einsatz für die Themen eine Brücke zur europäischen Politik. »Dieses Projekt fußt auf individuellem Engagement für die Sache – das eint die Gründer der Initiative, die jungen Kulturleute und die Politiker«, sagt der Bulgare Yuriy Vulkovsky, der seit 2004 aktiv mit dabei ist.

Europäische Verantwortung beginnt in den Städten und Regionen. Die Kommunen sollen das bestehende kulturhistorische Potential nutzen, da sie maßgeblich zur Identität des Kontinents beitragen. So können Gebäude des historischen Kulturerbes Teil moderner Kulturgeschichte werden. Auch deshalb macht sich »A Soul for Europe« dafür stark, dass sich künftig zivilgesellschaftliche Akteure um den Titel Europäische Kulturhauptstadt für ihre Stadt bewerben dürfen. Auch hier müssten die Bürger stärker in Entscheidungsprozesse eingebunden werden, so die Rumänin Rarita Zbranca. Sie setzt sich im Namen der Initiative bei der EU-Kommission für ein unabhängiges Kontrollgremium ein, das die Umsetzung des Kulturjahres vor politischer Einflussnahme schützt. Der viel umschriebenen Kommunikationskrise des europäischen Projekts muss man mit den Bildern Europas begegnen. Diese hat der europäische Film zu bieten. Die Ungarin Gabriella Gönczy schlägt vor: »Fragen Sie doch mal Wim Wenders. Er hätte eine Antwort darauf, wie man Europa eine Seele gibt, denn er kann ihr künstlerisch Ausdruck verleihen.« Das Netzwerk hat Büros bei der Felix Meritis Stiftung in Amsterdam, der Stiftung Zukunft Berlin in Berlin, im European House for Culture in Brüssel und bei Setepés in Porto sowie den Zweigstellen in Tiflis und Belgrad. www.asoulforeurope.eu

Professor Günter Verheugen, geboren 1944. Vizepräsident der Europäischen Kommission a.D., Kollegdirektor des Carl Friedrich Goerdeler-Kollegs

:: »Wir brauchen bekennende Europäer!«



Günter Verheugen ist Kollegdirektor des Carl Friedrich Goerdeler-Kollegs für Good Governance der Robert Bosch Stiftung. Nach einer vierwöchigen Kollegphase setzen die ausgewählten Kolleg-Stipendiaten, Nachwuchsführungskräfte im öffentlichen Sektor, ein Projekt in ihrem Heimatland um. Sie stammen aus Armenien, Aserbaidschan, Belarus, Georgien, Moldau, der Türkei und der Ukraine. Drei Alumni des Programms trafen sich mit dem ehemaligen EU-Kommissar Günter Verheugen zum Gespräch in Berlin.

:: Was müssen die mitteleuropäischen Führungskräfte von morgen heute über Europa wissen?

Günter Verheugen: Ich glaube, da gibt es nur eine einzige wirklich fundamentale Erkenntnis, und das ist die, dass niemand in Europa sich über einen anderen erheben darf. Wir haben dieselben Wurzeln, dieselben Interessen, dieselben Werte. Ist mein Eindruck richtig, dass das für jüngere Leute viel selbstverständlicher ist als für jemanden aus meiner Generation?

Good Governance in Europa Vorbild C. F. Goerdeler

Carl Friedrich Goerdeler war von 1930 bis 1936 ohne Mitgliedschaft in der NSDAP Oberbürgermeister von Leipzig. Nach seiner Entlassung stellte Bosch den Verwaltungsjuristen als Verbindungsmann zu den Berliner Behörden ein. Unter dem Schutzmantel dieser Tätigkeit wurde er Mitbegründer des zivilen Widerstandskreises gegen Hitler, was er nach dem 20. Juli 1944 mit seinem Leben bezahlte; Goerdeler sollte nach dem Sturz Hitlers Reichskanzler werden. Er entwarf in seinen Denkschriften verfassungspolitische Neuordnungen und Pläne für eine europäische Einigung.



Julita Miłosz, Polen, geboren 1978. Stipendiatin des Carl Friedrich Goerdeler-Kollegs 2006–2007. Abteilungsleiterin Internationale und grenzüberschreitende Kooperation im Marschallamt Westpommern, Szczecin/Stettin.

Julita Miłosz: Das stimmt. Wobei ich aber hinzufügen würde, dass das nicht so sehr eine natürliche, gleichsam zwangsläufige Entwicklung ist, sondern eine wichtige Errungenschaft der Europäischen Union. Unsere Generation hat die Möglichkeit, andere Kulturen kennenzulernen, durch Reisen, durch Austauschprogramme. Wir Mitteleuropäer wissen das zu schätzen. Denn das war bei uns nicht immer so.

:: Während es auf der persönlichen Ebene in Europa zu funktionieren scheint, bleibt das Verhältnis der Bürger zu Brüssel frostig. Was tun?

Verheugen: Ich glaube, in erster Linie brauchen wir viel mehr, ich würde es mal nennen: »bekenkende Europäer«. Wenn ich die Diskussion in meinem eigenen Land verfolge, etwa zum Thema Euro-Rettung – da melden sich alle möglichen Leute zu Wort, nur »bekenkende Europäer« scheinen zu fehlen. Das Problem, das wir in der EU haben, ist in erster Linie eines unseres Führungspersonals in den Mitgliedsstaaten, auf allen Ebenen. Das ist seiner Aufgabe nicht gewachsen. Also kann ich Ihnen, den jungen Leuten, nur sagen: Schafft uns andere heran! Befreit uns von den Populisten,

Unsere Generation hat die Möglichkeit, andere Kulturen kennenzulernen. Wir Mitteleuropäer wissen das zu schätzen.

Endre-Sándor Erdödi, Rumänien, geboren 1981. Stipendiat des Carl Friedrich Goerdeler-Kollegs 2009–2010. Bis März 2011: Ministerium für Regionale Entwicklung und Tourismus, Bukarest, Rumänien. Seit April 2011: Berater bei Ernst & Young in Berlin, Bereich Government and Public Sector.



den Ausgrenzern, den Vertretern kurzfristiger eigener Interessen! Wählt Menschen mit einem klaren Blick für die Notwendigkeiten einer fortschreitenden europäischen Integration! Vielleicht brauchen wir auch eine neue europäische Vision?

Endre-Sándor Erdödi: Wenn wir uns derzeit in Europa umschauen, dann sehen wir eine junge Generation ohne Perspektiven. Proteste und Gewalt in England, in Spanien, in Griechenland. In Rumänien stimmen die Leute mit den Füßen ab und verlassen das Land, ich selbst bin ein Beispiel dafür. Insofern: Ja, wir brauchen eine Zukunft, ein Ziel, eine Vision. Nur, wie könnte die aussehen?

Verheugen: Der Gründungsmythos der Europäischen Union ist wohl inzwischen ein bisschen verblasst. Das ist aber falsch. Ich finde, Europa als Friedensidee muss von jeder Generation neu begriffen werden. Frau Ghulinyan kommt aus Armenien, einem Land, das in Wahrheit nicht in Frieden lebt. Sie haben Waffenstillstand, richtig? Herr Erdödi kommt aus einem Land, in dem es zumindest eine große Minderheit

Joachim Staron, Redakteur der Zeitschrift Internationale Politik



»Ich finde, Europa als Friedensidee muss von jeder Generation neu erlebt werden.«

Günter Verheugen plädiert:
»Wir dürfen keine neuen
Grenzen in Europa zulassen –
auch keine in unseren
Köpfen.«



gibt, deren Menschenrechte nicht vollständig geachtet werden: die Roma. Und Frau Miłosz? Na, die Polen sind am glücklichsten dran (lacht). Aber in Wahrheit gibt es doch kein Land in Europa, für das diese Ursprungsidee nicht von zentraler Bedeutung ist. Wir alle brauchen Frieden bei uns, aber auch in unserer Nachbarschaft. Wir müssen deshalb ein Europa schaffen, das die europäischen Werte oder, wenn man es so nennen will, den europäischen »Way of Life«, unsere Vorstellung davon, wie Menschen zusammenleben sollen, bewahrt – und das in einer Welt, die sich politisch und wirtschaftlich tief greifend verändert.



Irina Ghulinyan, Armenien,
geboren 1973. Stipendiatin
der Sommerakademie des
Carl Friedrich Goerdeler-Kol-
legs 2010. Ehem. stv. Leite-
rin des Pressebüros des
Staatspräsidenten der Repu-
blik Armenien. Publizistin

:: Alan Posener wünscht sich, dass eines Tages ein Bewohner von Kiew, Istanbul oder Tel Aviv stolz sagt: »Civis Europeanus sum.« Eine realistische Vision für das Jahr, sagen wir: 2050?

Verheugen: Ich glaube das nicht. Ich halte es für wahrscheinlicher, dass man 2050 sagen wird: »Ich bin Ukrainer oder Türke« und gleichzeitig »Ich bin Europäer«. Der bisherige Integrations- und Erweiterungsprozess war ja ungeheuer dynamisch. Warum sollte diese Dynamik irgendwann erlahmen, wo sie doch in unserem eigenen Interesse ist? Für mich ist deshalb auch die Beitrittsfrage ganz einfach zu beantworten: Wer will und kann, der soll auch. Zum Beispiel: Armenien. Ein europäisches Land, Frau Ghulinyan?

Irina Ghulinyan: Die Armenier definieren sich als Europäer, ihre Kultur ist europäisch – alles ist europäisch. Etwas skeptischer wäre ich, wenn ich auf die politische Kultur schaue, hier hat das kommunistische Erbe viel Schaden angerichtet ...

Verheugen: ... Armenien war schon ein christliches Königreich, als in Germanien noch Bäume angebetet wurden! Was mir wichtig ist: Wir dürfen keine neuen Grenzen in Europa zulassen – auch keine in unseren Köpfen.

Das Gespräch moderierte Joachim Staron.

E-Mail: staron@dgap.org



:: Die



Zukunft heißt Europa

Perm am Ural war eine geschlossene Stadt. Europa, seine Werte und Chancen sind heute nur noch geographisch weit entfernt; es herrscht Aufbruchstimmung. Zum Beispiel bei Soja Lukjanowa. Ihr Vorbild: die Zivilgesellschaften Europas.

Von Carmen Eller

Für viele Menschen jenseits des früheren Eisernen Vorhangs war es über Jahrzehnte nur ein Traum. Eine Gesellschaft, in der Bürger Demokratie gemeinsam gestalten. Mit dem Fall der Mauern in Europa eröffneten sich auch für die Menschen in der ehemaligen Sowjetunion neue Perspektiven.

In der russischen Stadt Perm ist dieser Wandel an vielen Stellen greifbar: An der Fassade der früheren Militärschule toben sich heute junge Künstler aus. Im ehemaligen Straflager »Perm 36« läuft das politische Kunstfestival »Pilorama«. Und auf einer Internetseite des Kulturministeriums heißt die Stadt, die wegen ihrer Rüstungsbetriebe noch bis 1991 geschlossen war, nun »Open Perm«. Die Metropole am Ural erfindet sich neu – und weckt Hoffnungen auf mehr Zivilgesellschaft. Das liegt an Menschen wie Soja Lukjanowa.

Lockige Löwenmähne, offenes Lachen, perfektes Deutsch – so sitzt die 32-jährige Russin im Berliner Café »St. Gaudy« und erzählt. Vom ehemaligen Gulag »Perm 36«, der heute ein Museum ist und ihrer Meinung nach »der einzige Ort in Russland, wo man die Wahrheit sagt«. Von Demonstrationen gegen die wenig transparente Kulturpolitik. Von ihrer NGO, die sie 2007 ins Leben rief. »Wir wollen, dass die Leute kritisches Denken lernen und fähig werden, sich eine eigene Meinung zu bilden«, sagt Lukjanowa. 2004 kam sie als Kulturmanagerin der Robert Bosch Stiftung nach Potsdam und besuchte Veranstaltungen des Theodor-Heuss-Kollegs. Ein Schlüssel-



Ein Teil der ehemaligen Militärakademie wurde beim Kulturfestival zur Bühne für Moskauer Street-Art-Künstler.

erlebnis: »Ich war begeistert und dachte mir, dieses Format hätte auch in Russland Chancen, sich zu etablieren.« Das Beispiel europäischer Zivilgesellschaft half Lukjanowa, ihren eigenen Weg zu finden. »Gut am Theodor-Heuss-Kolleg ist, dass man einen Rahmen nutzen kann und es trotzdem Raum für Experimente und regionale Besonderheiten gibt.«

Zurück in Perm warb Lukjanowa beim Jugendkomitee um Unterstützung für eigene Ideen – mit Erfolg. Aus »Engagement täglich«, einem Projekt mit dem Theodor-Heuss-Kolleg, MitOst e. V. und der Robert Bosch Stiftung, entstand ihre NGO »Institut für zivilgesellschaftliches Engagement«. Heute organisiert sie dort Programme für junge Menschen. Die Schwerpunkte: kulturelle und politische Bildung sowie ethnische und sexuelle Minderheiten. Aktuell läuft die Planung für das Internetprojekt »Zivilgesellschaft 2.0«. »Bei der Entwicklung neuer Ideen sind Offenheit und Kompromisse wichtig«, sagt Lukjanowa. »Darauf können wir bei unseren

Bürgergesellschaft stärken Was tut die Stiftung?

Viele Initiativen der Stiftung in und für Osteuropa sollen die Bürgergesellschaft nach (west-)europäischem Vorbild entwickeln und stärken helfen. Ein herausragendes Beispiel: Im Theodor-Heuss-Kolleg kommen seit 2001 junge Stipendiaten in Seminaren und Fortbildungen zusammen, um ehrenamtliche Praxis einzuüben und eigene Projekte in ihren Heimatländern umzusetzen. Träger ist MitOst e. V. in Berlin, entstanden aus einer Ehemaligenorganisation von Stiftungsstipendiaten und heute ein vielfach engagierter Akteur für Sprach- und Kulturaustausch in Mittel-, Ost- und Südosteuropa. www.mitost.org



Tanz, Theater, Musik, bildende Kunst – das Festival »Europäische Akzente in Perm« überwand alle Grenzen.

europäischen Partnern immer bauen.« In einer Studie der ifa-Edition »Kultur und Außenpolitik« (Herausgeber ist das Institut für Auslandsbeziehungen e. V.) heißt es über Perm, die Stadt sei »ein Modell für erfolgreiche Zusammenarbeit zwischen der Regionalverwaltung, lokalen NGOs und deutschen Initiativen«.

Warum gelingt die gerade hier? Und könnte der Funke auch auf andere Orte überspringen? Es gebe in ihrer Stadt kein Geheimrezept, sagt Lukjanowa, aber – wie im Fall von »Perm 36« – Menschen mit Zivilcourage. Zudem profitiere auch der Staat von einer gewissen Öffnung: »Durch den Wunsch, einmal Kulturhauptstadt Europas zu werden, ist Perm flexibler geworden«, sagt Lukjanowa. Immer wieder kooperiert sie mit der lokalen Verwaltung. »Bei der Zusammenarbeit ergeben sich auf beiden Seiten Lerneffekte«, meint die junge Russin. Doch manchmal scheitern Projekte. Für Lukjanowa ist die Grenze erreicht, »wenn die Werte nicht mehr stimmen«. Vor Kurzem wurde in der Region ein Kulturforum geplant. Als sich herausstellte, dass es vor allem darum gehen sollte, die Regierungspartei »Einiges Russland« gut zu präsentieren, stieg sie aus.

Anregungen für ihre Arbeit erhält Lukjanowa weiterhin aus Europa. Ein Vorbild heißt »MitOst«. »Europa ist groß und der Grad der Zivilgesellschaften unterscheidet sich stark«, meint die Russin. »Es gibt aber vieles in Europa, was ich auch meinem Land wünschen würde: wahre demokratische Werte, Respekt vor diesen Werten vonseiten des Staates und der Bürger sowie mehr Transparenz und Dialog.« Lukjanowa hat auch gelernt, für ihre Projekte mehrere Förderquellen zu suchen. Wichtig sei, früh eine gemeinsame Vision zu entwi-



»Es gibt vieles in Europa, was ich auch meinem Land wünschen würde: wahre demokratische Werte, mehr Transparenz und Dialog.«



Soja Lukjanowa (links) organisierte ein Kulturfestival in ihrer Stadt. Zu den Beiträgen gehörte die Performance »New Land: City Language Language City« (oben).

ckeln. »Am Anfang werden Ziele, Herangehensweisen und Begriffe definiert«, erklärt sie. »Was verstehen die Partner etwa unter zivilgesellschaftlichem Engagement? Sollen die jungen Leute nur etwas »Nettes« in der Umgebung machen? Oder treten sie zum Beispiel Abgeordneten auf Augenhöhe gegenüber?«

Auch wenn in Perm mehr möglich ist als anderswo – Lukjanowa bleibt skeptisch: »Wir haben eine Partei in Russland und zwei potentielle Präsidenten.« Kürzlich hat ein Abgeordneter bei ihr angerufen. Er lud sie zu einem Treffen der von Putin gegründeten »Volksfront« ein, der sich auch zivilgesellschaftliche Gruppen anschließen sollen. Ihre NGO sei überparteilich, erklärte Lukjanowa am Telefon – und sagte ab.

Autorin Carmen Eller ist Journalistin in Berlin.
E-Mail: carmen_eller@yahoo.de
Online www.bosch-stiftung.de/theodorheusskolleg



Vom ehemaligen Tramdepot zur Festivalzentrale: Das alte Gebäude bekam neues, farbiges Leben eingehaucht.

:: Mit Musik Brücken bauen

Die Mitrovica Rock School ist ein Hoffnungsschimmer in einer Region, die noch mit den Folgen der Kriege ringt. Europäer engagieren sich für dieses Vorhaben, weil es im Kleinen zeigt, dass man den Nationalismus überwinden kann. Damit Kriegstreiber nie wieder eine Chance haben.

Von Tim Judah

Blerta Kosova
während eines
Auftritts auf
dem Green Music
Festival in Mitrovica

Was kann Europa leisten?

Was innerhalb der Europäischen Union schon lange undenkbar ist, musste Südosteuropa in den 1990er-Jahren schmerzvoll erleben: ein Krieg mit Tausenden Opfern, zerstörten Städten und Biographien. Die körperlichen und vor allem psychischen Wunden sind bis heute deutlich zu spüren. Die verfeindeten Volksgruppen haben noch längst nicht zu einem normalen Miteinander zurückgefunden. Was kann Europa tun, um auch in dieser Region zu einem Garant des Friedens zu werden? Es sind kleine Schritte wie dieses Projekt, die Konflikte überwinden helfen und dem Nachwuchs eine europäische Perspektive geben.





The Frames während eines Auftritts auf dem Green Music Festival in Mitrovica

Blerta Kosova ist ein richtiges Energiebündel. Sie stürmt über die Bühne, schmettert ihren Song mit einer rauen, heiseren Stimme, sodass man sie sich mit ein bisschen mehr Praxis gut als zukünftigen Rockstar auf dem Balkan vorstellen kann. Sie ist erst 16 Jahre alt und lebt in Mitrovica im nördlichen Kosovo. Eine geteilte Stadt, die jungen Menschen kaum etwas bieten kann. Doch hier hat Blerta einen starken Partner an ihrer Seite. Sie ist Schülerin der Mitrovica Rock School, dem angesagten Ort für Musiktalente in einer Stadt, die höchstens für Angst, Elend und Teilung bekannt ist.

Der Krieg änderte alles

Zehn Jahre nach dem Fall der Berliner Mauer versank die frühere serbische Provinz Kosovo im Krieg. Von den etwa zwei Millionen Einwohnern waren 90 Prozent Albaner, die sich von Serbien abspalten wollten. Nach 78 Tagen Bombardierung

durch die NATO zogen sich die serbische Verwaltung, Polizei und Armee schließlich zurück. Tausende Serben flohen. Heute leben viele von ihnen in Enklaven. Der Norden des Kosovo jedoch ist fast ausschließlich serbisch und wird nicht von der Regierung des Kosovo kontrolliert. Die Region der Mehrheit erklärte 2008 ihre Unabhängigkeit.

Im Chaos während des Kriegsendes wurde eine Linie entlang des Flusses Ibar gezogen, der durch Mitrovica fließt. 80 Pro-

Blerta hat vor dem Projekt noch nie einen Serben getroffen.

zent der rund 100.000 Einwohner der Stadt sind Albaner, die nun im südlichen Teil wohnen. Die restliche serbische Bevölkerung lebt, abgesehen von wenigen kleinen Orten, auf der nördlichen Seite. Obwohl die Brücken über die Ibar offen sind (allerdings bei angespannter Lage wie jetzt im Herbst gesperrt werden und dann sogar die Rock School zeitweise schließen musste, Anm. d. Red.), überqueren nur wenige den Fluss. Blerta und ihre Freunde gehen nie in den Norden und hatten vor dem Mitrovica-Rock-School-Projekt noch nie einen Serben getroffen. Als Blerta im Juli beim Festival am südlichen Flussufer sang, konnte man sie fast überall im Nordteil akustisch vernehmen – aber zum Zuhören im Publikum war von dort niemand gekommen.

»Wir versuchen, erste Schritte für eine Annäherung der beiden Stadthälften zu gehen«, sagt Projektmanagerin Wendy

Ethnische Konflikte
verschwinden nicht über
Nacht – Rock School setzt
ein Zeichen der Hoffnung.



Die Konfrontation der Nationalitäten kann leicht aufflammen und erschwert so den dauerhaften Frieden.

Hassler-Forest. »Auch wenn die Stadt geteilt ist, müssen die Menschen zusammenarbeiten können – aber die Trennung dauert schon so lange, dass die Leute mittlerweile jeden Glauben an Gemeinsamkeit verloren haben.« Sie arbeitet für die niederländische Nichtregierungsorganisation »Musiker ohne Grenzen«, die auch mit anderen Partnern wie zum Beispiel Community Building Mitrovica (CBM) zusammenarbeitet.

Richtig begonnen hat das Projekt im Jahr 2008. Die Idee war, dass serbische und albanische Jugendliche Instrumente und Musikunterricht sowie die notwendige Ausstattung und Übungsräume erhalten sollten. Dann ging man im August nach Skopje, der Hauptstadt des benachbarten Mazedoniens. Skopje gilt als sicheres und neutrales Gebiet. Vor Ort stellte die Rock School Bands mit serbischen und albanischen Musikern zusammen, die dann gemeinsam lernten und ihre Stücke aufführten. Die Schule führt seitdem dieses Projekt jedes Jahr durch und hat nun ungefähr 80 bis 90 Schüler, von denen jeweils die Hälfte aus einem der beiden Stadtteile kommt.



Eine Perspektive ohne ethnische und nationale Konflikte: Wenn die Jugendlichen gemeinsam Musik machen, ist dies schon Realität. Eine solche Erfahrung nährt die Hoffnung, dass es in Zukunft auch im Alltag dauerhaft gelingen kann.

Den serbischen Jugendlichen zu begegnen, war »schon seltsam«, sagt Blerta. »So was gab's vorher noch nie. Doch nach einer Weile kamen wir gut miteinander klar und hatten Spaß.« Der 17-jährige Albaner Visa Kasa berichtet, dass er seitdem mit seinen serbischen Rock-School-Freunden auf Facebook kommuniziert. Doch bis auf ein oder zwei Ausnahmen haben sie sich nicht mehr gesehen. Im Norden sei es »immer noch nicht sicher«. Zehn Minuten Fußweg entfernt im nördlichen Ableger der Schule. Filip Milovanovic gibt schüchtern zu, dass es schon »toll war«, die Jugendlichen aus dem für sie eigentlich verbotenen Süden zu treffen. Aber auch er und seine Freunde würden die Brücke für ein Wiedersehen nicht überqueren.

750 Meter Luftlinie und ein anderes Leben

Einer ihrer Lehrer ist der Gitarrist Goran Vucetic. Serbische Bands aus dem Norden wurden dazu aufgerufen, beim Festival auf der südlichen Seite im Juli teilzunehmen, aber keine Band wollte mitmachen. Hätten sie ihn gefragt, sagt Goran, wäre er auch nicht hingegangen. »Ich würde mich dabei nicht wohlfühlen. Es ist eine Frage der Sicherheit. Ich würde nicht wissen, wer im Publikum normal ist und wer ein Extremist.«

Filip und Blerta sind unter den sechs Studenten, die für das »A-Team« ausgesucht wurden. Das ist die Band, die von der Rock School zusammengestellt wurde und die bald in Holland auftreten soll. 750 Meter Luftlinie trennen die Jugendlichen und ihr Leben nur voneinander. Sie machen Musik zusammen, ohne sich aber tatsächlich zu treffen. Die eine Seite nimmt Songs auf und sendet sie per E-Mail über den Fluss und umgekehrt. Dann wird diskutiert, bis das Ergebnis steht. Blerta schreibt die Texte und schickt sie auch per Facebook herum. Einem Außenstehenden mag diese Art des Muskmachens bizarr erscheinen, aber Mitrovica ist auch einer der bizarrsten Orte Europas.

Eine einzige Schule mit zwei Standorten

Den Jugendlichen zufolge sind ihre Eltern überglücklich, dass die Kinder mehrere Stunden pro Woche an der Rock School verbringen. Da hätten sie weniger Ärger, würden aber auch von Drogen ferngehalten, einem großen Problem in Mitrovica, einer Stadt, in der es praktisch nichts für junge Leute zu tun gibt. Für manche ist es nur Spaß. Für andere, die in der Musik eine professionelle Zukunft suchen, ist es jedoch ein kaum zu überschätzendes Erlebnis, das ihnen zu einer Karriere verhelfen soll.

Wendy Hassler-Forest sagt, dass die Rock School eigentlich eine einzige Schule sei – nur eben mit zwei Standorten. Manchmal ist nicht klar, ob die Studenten das genau so sehen. Doch sie verstehen, dass in einer von ethnischen Konflikten

geteilten Stadt die Kontakte zur anderen Seite wie zarte, dünne Fäden sind, die über einen Fluss gespannt sind, der für sie zu gefährlich zum Überqueren ist.

Die Idee ist, sagt Wendy, »ihnen gemeinsame Erfahrungen mit den Jugendlichen der anderen Seite zu verschaffen – und damit Vorurteile zu überwinden«. Blerta lacht: »Es ist schon eine coole Schule!«

Autor Tim Judah ist Korrespondent von The Economist für den Balkan. Außerdem veröffentlichte er mehrere Bücher über Südosteuropa.
Online www.musicianswithoutborders.org/p_poprock.htm

Verständigung ermöglichen Projekte der Stiftung

Die Robert Bosch Stiftung unterstützt seit 2006 Projekte, zur Erinnerungskultur, wie beispielsweise die Mitrovica Rock School als Grundlage für ein friedliches Miteinander auf dem Balkan. Außerdem fördert sie Vorhaben, die praktisch zeigen, wie Verständigung und Versöhnung funktionieren können. Gemeinsam mit anderen Stiftungen wurde ein europäischer Fonds für den Balkan ins Leben gerufen. Er folgt den Empfehlungen der von der Robert Bosch Stiftung initiierten Internationalen Balkan-Kommission.

www.bosch-stiftung.de/reconciliation_see

Lenart Gara während eines Auftritts auf dem Green Music Festival in Mitrovica

:: Europa forscht, aber noch selten vereint

Es gibt Beispiele, wie man eine gemeinsame europäische Wissenschaft stärken kann. Doch oft kümmert sich jedes Land lieber um seine eigenen Fortschritte. Das EuroScience Open Forum (ESOF) zeigt neue Wege, um Forscher, Politik und Öffentlichkeit zusammenzubringen.

Von Niklas Schenck

Wenn es ein Bild für europäische Spitzenforschung gibt, dann dieses: Ein Team von Forschern am Teilchenbeschleuniger CERN in Genf bricht in Jubel aus, als am 23. November 2009 die ersten Teilchen kollidieren. Sie klatschen und lachen vor den Kontrollschirmen. Hier sollen die physikalischen Grundlagen unserer Existenz erhellt werden, hier sollen Teilchen erzeugt werden wie nach dem Urknall, die unter heutigen Bedingungen auf der Erde nicht mehr zu beobachten sind, und wer hier forscht, zählt zu den Besten der Welt. Ähnlich geballte Weltklasse findet sich in Europa am europäischen molekulariobiologischen Labor in Heidelberg (EMBL). Auch dort wird

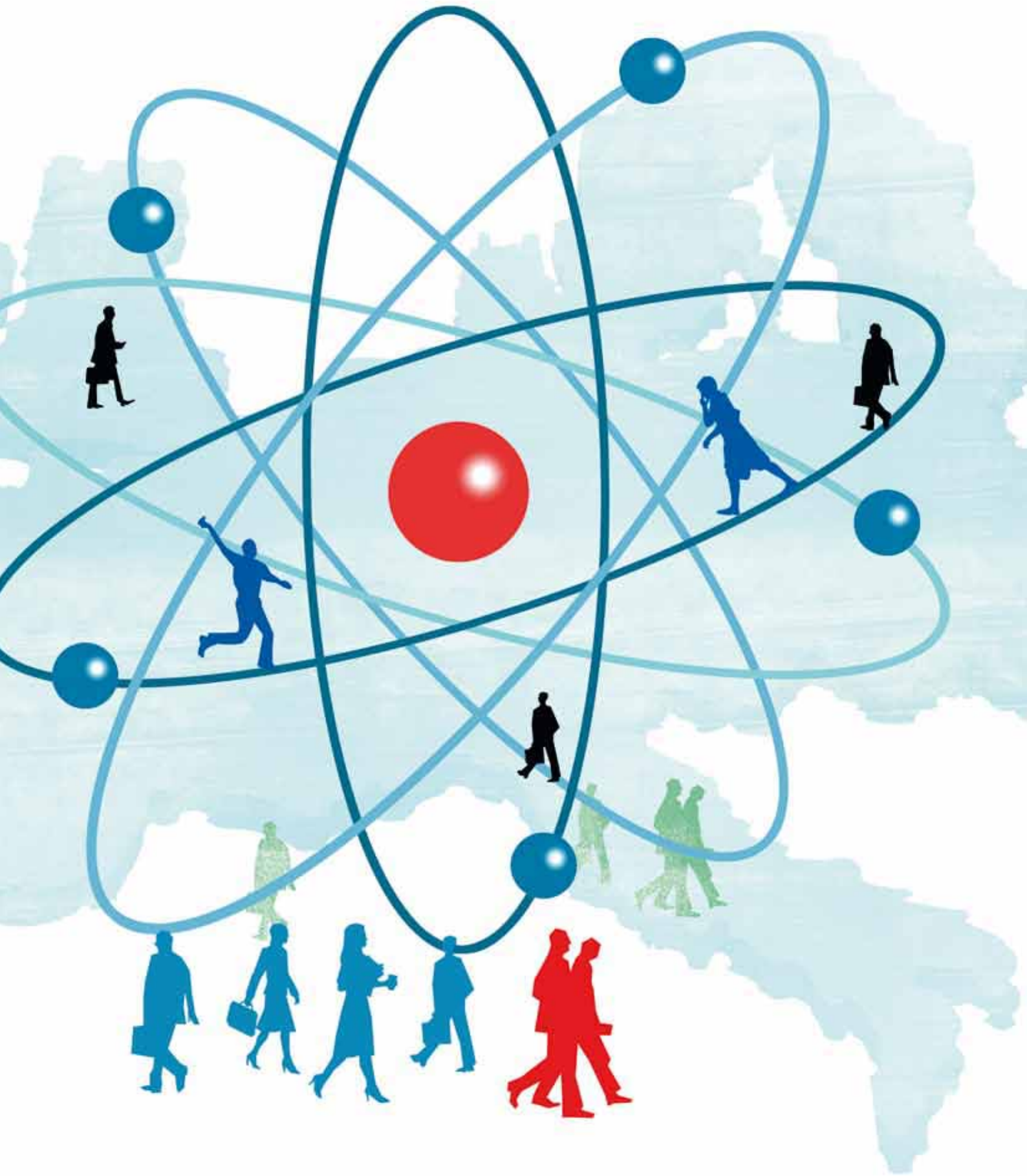
einmal im Jahr der europäische Geist beschworen, wenn zum »Lab Day« ein Großteil der 1600 EMBL-Forscher – die verteilt auf fünf Institute in ganz Europa forschen – an den Hauptsitz nach Heidelberg reist. Dann brummt das Institut am Königstuhl wie ein Bienenschwarm, in humorvollen Posterpräsentationen bringt sich die Crème de la Crème auf den neuesten Stand. Beide Institute, CERN und EMBL, sind aus der Wissenschaft heraus entstanden, aus dem Wunsch, das Abwandern europäischer Topforscher zu stoppen – und beide haben es weiter gebracht als all die Versuche, eine europäische Forschungslandschaft »top down« zu etablieren, quasi per Regierungsbeschluss.

Wissenschaft im Dialog Europa eine Stimme geben

Die Stiftung zeigt modellhaft Wege auf, wie sich die Wissenschaft (weiter) öffnen kann, um ihre Anliegen offensiv zu vertreten und weltweit die besten Kräfte zu finden. Die europäische Forschungswelt als Ganzes konnte bisher kaum eine wirksame Plattform im internationalen Vergleich, insbesondere mit Asien und Nordamerika bieten. Das gesamteuropäische Wissenschaftsfestival ESOF (EuroScience Open Forum) ist der Versuch, dieses Ziel zu erreichen: Es macht die europäische Wissenschaft disziplinübergreifend in Medien, Politik und der Öffentlichkeit sichtbar. Die Stiftung ist Gründungspartner von ESOF, das 2004 in Stockholm Premiere hatte und alle zwei Jahre an einem anderen Ort in Europa stattfindet.



Der große Jubel eint: Im Forschungszentrum CERN in Genf arbeiten Wissenschaftler aus aller Welt zusammen.





Forschung bedeutet nicht nur Arbeit im Labor und am Computer: Vorbereitungen für die enorme Technik bei CERN.

Geballte Spitzenforschung muss von unten entstehen

An kaum einem anderen Forschungszentrum ist es ähnlich gut gelungen, die besten Forscher zusammenzuziehen, so die Einschätzung vieler Fachleute. Auch ein europäisches Institute of Innovation and Technology (EIT), das amerikanischen Spitzenuniversitäten Konkurrenz machen sollte, ist über den Status einer großen Idee nicht hinausgekommen – allein weil jede Regierung den Leuchtturm im eigenen Land wollte. Offensichtlich schauen die Einzelstaaten noch zu sehr auf ihren eigenen Gewinn. Die Bereitschaft, Fördergelder in einen großen Topf, wie etwa den European Research Council, zu geben und daraus wirklich nur die Besten zu finanzieren, setzt sich nur zögerlich durch. Stattdessen feiern es manche Länder als Erfolg, wenn sie mehr Geld aus dem europäischen Rahmenforschungsprogramm FP 7 herausbekom-

men, als sie einbezahlen. Die europäische Forschungslandschaft sei »ein Flickenteppich ohne Identität«, urteilte die ZEIT im Jahr 2006.

ESOF: Nährboden für europäische Initiativen?

Die Robert Bosch Stiftung suchte deshalb nach einer Möglichkeit, die europäische Forschung bei ihrem Zusammenwachsen von unten zu unterstützen, Forscher und Forschungspolitiker über alle Disziplinengrenzen hinweg zusammenzubringen. Das war das Ziel des EuroScience Open Forum (ESOF), das die Robert Bosch Stiftung 2004 mit rund 260.000 Euro mitbegründete. Es war in gewisser Weise Risikokapital, das jedoch Früchte trug. Die erste Auflage der europäischen Großkonferenz in Schweden, der Heimat ihres Mitgründers Carl Johann Sundberg vom Stockholmer Karolinska-Institut, war bereits ein Erfolg. Gemeinsam mit dem Stifterverband holte die Robert Bosch Stiftung ESOF 2006 für eine zweite Runde nach München.

An ihr großes Vorbild, die Jahrestagung der American Association for the Advancement of Science (AAAS), die jährlich in einer anderen US-amerikanischen Großstadt stattfindet, reicht die junge ESOF noch nicht heran – sie wird gegenüber der Politik noch nicht als starke Stimme wahrgenommen,

Forscher und Politiker
über Disziplinen hinweg
ins Gespräch bringen

Europa sollte wieder eigene Schwerpunkte setzen, etwa bei den erneuerbaren Energien.



und die meisten Topwissenschaftler präsentieren brisante Ergebnisse weiterhin auf Fachtagungen. Doch die ESOF bringt die Akteure ins Gespräch. In München etwa plauderten in einem riesigen Biergarten am Tagungsort Politiker mit Forschern und Journalisten, Lehrern und Unternehmern. Hier erlebt man, wie eine europäische Wissenschaftsgemeinde zusammenwächst. So soll es auch in Dublin wieder werden, wo nächstes Jahr die fünfte ESOF-Tagung stattfindet. Bei einer Besichtigung des Konferenzzentrums vor Ort legten die Organisatoren deshalb besonders großen Wert auf die Zwischenräume – sie wollten ganz genau wissen, wo sich Forscher, Politiker und Medien in informeller Atmosphäre begegnen können.

Alle Probleme der europäischen Forschungslandschaft kann natürlich auch ESOF nicht lösen. Drei Prozent ihres Bruttoinlandsprodukts wollten die EU-Länder bis 2010 für Forschung aufbringen, auf dass der Kontinent der »wettbewerbsfähigste und dynamischste wissenschaftsgestützte Wirtschaftsraum der Welt« werde. Der Wert stagniert bei 1,85 Prozent, nur kleinere Länder wie Estland oder Lettland haben ihn zuletzt um mehr als die Hälfte aufgestockt – häufig gesteuert von Wissenschaftlern in politischen Führungsämtern.

Wofür überhaupt ein europäischer Forschungsraum?

Im europäischen Einigungsprozess war die Wissenschaft eher Vorreiter als Nachzügler. »Im Kalten Krieg forschten am CERN Forscher aus aller Welt, deren Länder zum Teil keinerlei Dialog unterhielten«, sagt die Teilchenphysikerin Stefanie Hansmann-Menzemer. Ingrid Wünnig Tschol, Bereichsleiterin Gesundheit und Wissenschaft der Robert Bosch Stiftung, sieht rund 50 Jahre Vorsprung der Forschung gegenüber anderen Bereichen der europäischen Einigung – Bildung und Gesundheit etwa – und sucht eine Erklärung: Vor allem bei naturwissenschaftlichen Forschungsergebnissen könne man leichter über kulturelle und politische Grenzen hinweg diskutieren. Zuletzt sei allerdings gerade diese Dialogbereitschaft von europäischen Forschungspolitikern untergraben worden. »In Asien wächst eine Forschungslandschaft mit Potential und Power. Da können wir Europäer uns nicht streiten, ob nun dieses oder jenes Land einen neuen Beschleuniger bekommt«. Es sei jetzt der richtige Zeitpunkt, um Kristallisationspunkte zu schaffen, die das europäische Potential so

bündeln, dass sie selbst wieder attraktiv sind – auch für Forscher außerhalb Europas.

Dafür soll die ESOF-Konferenz den Weg bereiten. Sie soll ein Forum bieten, um ungewöhnliche Allianzen zu schmieden und wahrhaft innovative Ideen voranzutreiben. So könnte Europa wieder eigene Schwerpunkte setzen, statt in solider Breite zu verharren. Ein solcher Schwerpunkt könnten erneuerbare Energien sein – ein europäischer Führungsanspruch schiene nur logisch. Stattdessen bestimmen bisher andere die Zukunft – in der Biomedizin die USA, in den Materialwissenschaften Japan. Einzig bei den Geisteswissenschaften gilt der alte Kontinent heute noch als führend. Das wollen viele Europäer ändern, und ESOF kann ein erster Schritt sein.



Fingerspitzengefühl und Expertenwissen gehören zusammen, um erfolgreich forschen zu können.

Autor Nicklas Schenck ist freier Journalist und lebt in Heidelberg.

E-Mail: schenck.niklas@googlemail.com

Online www.bosch-stiftung.de/esof



Nikol Ljubić

Geboren 1971 in Zagreb. Als Sohn eines Flugzeugtechnikers in Schweden, Griechenland, Russland und Deutschland aufgewachsen. Studium der Politikwissenschaften an der Universität Bremen und journalistische Ausbildung an der Henri-Nannen-Schule. Heute freier Journalist und Autor in Berlin. Für seine Reportagen wurde er mit dem Hansel-Mieth-Preis (1999) und mit dem Theodor-Wolff-Preis (2005) ausgezeichnet. Sein zweiter Roman »Meeresstille« stand auf der Longlist zum Deutschen Buchpreis 2010. 2011 erhielt er den Adelbert-von-Chamisso-Förderpreis.

Die europäische Identität: ein Bekenntnis

Von Nikol Ljubić

Früher dachte ich, eine Art Weltbürger zu sein, der sich an jedem Ort zuhause fühlen könnte, ob in Asien, Südamerika oder Afrika. So war ich aufgewachsen, als Sohn eines Flugzeugtechnikers im Auslandsdienst. Für mich gehörte es dazu, alle paar Jahre in einem anderen Land zu leben. Jugoslawien, Schweden, Griechenland, Sowjetunion. Im Alter von 16 dann Deutschland, ein Land, mit dem mich nicht viel mehr als die Sprache verband, ich war immer auf deutsche Schulen gegangen.

Wenn mich heute jemand fragt, und ich werde oft gefragt, wo mein Zuhause sei, sage ich: Europa. Mir vorzustellen, in Asien oder Südamerika zu leben, fällt mir nicht mehr so leicht. Ich weiß nicht, ob es am Alter liegt – ich gehe auf die 40 zu – aber ich verspüre ein größeres Verlangen nach einer mir vertrauten Umgebung. Das ist für mich das Besondere an Europa. Es steht für Vertrautes, gleichzeitig aber für kulturelle Vielfalt.

Ist es allein die geographische Nähe, die verbindet? Dann müsste mir – in Berlin lebend – Polen vertrauter sein als Frankreich, was es nicht ist. Die Sprache? Ich hatte Französisch zwar in der Schule, geblieben sind mir aber nicht mehr als ein Dutzend Worte, und das ist noch viel, verglichen mit meinen Italienisch- oder Niederländischkenntnissen. Trotzdem ist da dieses Gefühl von Zugehörigkeit. Gibt es so etwas wie eine gemeinsame kulturelle Identität?

Früher habe ich darüber nicht nachdenken müssen. Früher wurde ich oft gefragt: Was bist du? Es war die Frage nach der Nationalität. Ich sagte, ich hätte einen deutschen Pass. Somit war ich Deutscher. Seit einigen Jahren aber werde ich nicht mehr gefragt, was ich sei, sondern als was ich mich fühlte. Und das ist wesentlich schwieriger zu beantworten. Als Deutscher? Als Kroat? Vielleicht sogar als Grieche? Am ein-

fachsten wäre es zu sagen: als Europäer. Aber das klingt künstlich, wie eine Kopfgeburt.

Das ist das Schwierige am Europäersein. Europa ist auch ein politisches Konstrukt, ein visionäres, das seinen Bürgern einige Jahre, wenn nicht Jahrzehnte, voraus ist. Es fallen Grenzen, bevor man die Länder dahinter entdeckt hat. Insofern wundert es auch nicht, dass es vor allem das »alte« Europa ist, das ein Gefühl von Vertrautheit auslöst. Das wird sich ändern, es ist nur eine Frage der Zeit. Es ist die Selbstverständlichkeit, mit der Menschen innerhalb Europas reisen, umziehen und arbeiten, die ihre Wahrnehmung in Bezug auf Europa verändert. Es sind ganz praktische Erfahrungen, die sie im besten Fall zu Europäern machen. Weniger eine kulturelle Identität.

Die Frage wäre, worin das gemeinsame Erbe bestünde, aus der wir diese Identität schöpfen könnten. Die griechische Antike? Das römische Erbe? Die Aufklärung? Der christliche Glaube? Sind Goethe und Shakespeare ein verbindendes Erbe? Und was hieße das für Zugewanderte? Für Muslime? Ich kann nicht sagen, dass mir die europäische Literatur an sich näher wäre als die lateinamerikanische. Auch spüre ich keine religiöse Verbundenheit. Es ist allerdings ein schöner Gedanke, den Glauben an Demokratie und Menschenrechte mit anderen zu teilen und diesen auch zu leben.

Vielleicht ist die europäische Identität mehr ein Bekenntnis als ein Gefühl. Auch ein Bekenntnis zur kulturellen Vielfalt. Sprächen wir eine Sprache, beriefen uns auf dieselben Traditionen und Ahnen, verlören wir auch unsere europäische Identität. Wer mich fragt, als was ich mich fühle, dem antworte ich: Die Länder, in denen ich aufgewachsen bin, sind ein Teil von mir, und ich bin ein Teil dieser Länder. Und sie sind ein Teil Europas.

:: Kultur, die zu den Menschen kommt



»Berlin lacht!« veranstaltet Festivals für Straßentheater – eine Disziplin, die hierzulande noch in den Kinderschuhen steckt. In Frankreich gehört sie zur Hochkultur. Deutsche und Franzosen arbeiten intensiv miteinander, dank DUO: praktische Kulturarbeit vor Ort, für die Menschen, im Herzen von Europa.

Von Stephanie Rieder-Hintze

Stefanie Roße hat ihre Leidenschaft oder, wie sie sagt, »ihr Ding« zum Beruf gemacht: Kultur, und diese aus eigenen Ideen entwickelt und umgesetzt. Die gebürtige Berlinerin ist Gründungsmitglied des Vereins »Berlin lacht!«, der sich dem Straßentheater verschrieben hat. Seit 2004 plant und organisiert ein kleines Team mit minimalem Budget und riesigem Engagement mehrtägige Treffen von Straßentheatergruppen aus ganz Europa. Zehntausende Zuschauer sind es mittlerweile jedes Mal, wenn drei Tage lang internationale Künstler am Alexanderplatz oder mitten in Kreuzberg ihr Können zeigen. »Unser großes Ziel ist es«, erklärt Roße, »durch Training und Weiterbildung die Kunstform Straßentheater auch in Deutschland dauerhaft zu etablieren.«

Kultur verbindet Europäer

Und hier kommt das Förderprogramm DUO der Robert Bosch Stiftung für deutsch-französischen Kulturaustausch ins Spiel: Die Initiative soll einen neuen oder vertieften Zugang zur Kultur des Nachbarlandes samt Stärkung der

freundschaftlichen Bande über den Rhein ermöglichen. Die Protagonisten sind jeweils zwei Kultureinrichtungen oder -gruppen. Zu einem DUO-Projekt gehören Arbeitsaufenthalte im jeweils anderen Land und gemeinsame deutsch-französische Vorhaben, etwa eine Aufführung, ein Festival, eine Präsentation oder Ausstellung. Die Kulturangebote und ihre konkrete Umsetzung vor Ort zeigen beispielhaft, dass die – nicht nur kulturelle – Zusammenarbeit zwischen den europäischen Nachbarn wie selbstverständlich funktioniert.

»Berlin lacht!« hat mit der französischen Gruppe »Hangar des Mines« aus der Provence einen absoluten Profi in Sachen Straßentheater an seiner Seite. Denn dort lebt und arbeitet Michel Dallaire, gebürtiger Kanadier, Clownslehrer, »Vaterfigur« (so Roße) und einst Mitbegründer des berühmten »Cirque du Soleil«. Ein ehemaliger Flughangar ist seine Wirkungsstätte und zieht Artisten, Schauspieler und Clowns aus aller Welt an, die die professionelle Darbietung von Straßentheater lernen und weiterentwickeln wollen. Diese Kunst-





Der öffentliche Raum als Bühne: Das Publikum ist begeistert.

form verwandelt Alltagsplätze in Bühnen; sie ist für alle frei zugänglich und erreicht den Zuschauer unmittelbar und oftmals in überraschender Weise.

Das Straßentheater, so die Macher von »Berlin lacht!«, »trägt Freude und Sensibilität an den Menschen heran, ohne einen elitären oder intellektuellen Anspruch zu stellen«. Doch das heißt nicht, dass »ohne Anspruch« gearbeitet würde, im Gegenteil! Die Berliner wollen künftig professionelle Trainings- und Weiterbildungsangebote machen, um dem Nachholbedarf deutscher Künstler in Sachen Technik und Spiel beim Straßentheater gerecht zu werden. Wichtigste Voraussetzung dafür sind allerdings ausgebildete Lehrer. Die DUO-Zusammenarbeit ist der passende Schlüssel, der ihnen nun die Tür in diese Richtung öffnen kann.

Gegenseitigkeit gehört dazu

Bereits das erste Treffen im Mai – ein zweiwöchiger Workshop von Michel Dallaire in Berlin – lässt Stefanie Roße euphorisch werden: »Das intensive Arbeiten am und mit dem deutschen Ensemble war unglaublich produktiv!« Im Herbst geht es weiter mit Hospitationen sowie einer Promotion-Tour durch Frankreich, bevor Ende des Jahres Inhalt und Struktur des künftigen Berliner Ausbildungsjahres erarbeitet werden.

Doch wo bleibt die Gegenseitigkeit der DUO-Idee? Was »lernen« die etablierten französischen Künstler von den ambitionierten, aber noch wenig erfahrenen Deutschen? »Die Franzosen wissen um ihren Status und sind manchmal sehr mit



sich selbst beschäftigt«, beschreibt Roße ihren Eindruck. Viele Straßenkünstler erhalten gute Förderungen und hätten zum Beispiel sogar Versicherungen, um über die spielfreie Zeit im Winter zu kommen. »Unsere Offenheit und die geringe Erfahrung sind eine Chance, manches nochmals neu zu sehen und zu denken«, sagt Stefanie Roße.

Autorin Stephanie Rieder-Hintze ist Journalistin in Bonn.

E-Mail: stephanie@rieder-hintze.de

Online <http://berlin-lacht.com/>

Kultur in Europa: Initiativen der Stiftung

Über Ländergrenzen und über Jahrhunderte hinweg hat die europäische Kultur in ihrer Geschichte große gemeinsame Traditionen und Epochen begründet. Die künstlerische Zusammenarbeit von Menschen unterschiedlicher kultureller und sprachlicher Herkunft ist für Deutschland und Europa ein wichtiges Mittel der Verständigung. Besonders die Literatur hat das Fremde und Neue immer wieder aufgegriffen. Die Robert Bosch Stiftung fördert Beiträge von Autoren verschiedener Nationen und Kulturkreise zur Literatur, unterstützt den kulturellen Austausch unter anderem durch Stipendiaten (etwa Kulturmanager) und will Jugendliche unterschiedlicher Herkunft für Literatur und Sprache begeistern. Das künstlerische Zusammenwachsen von deutschen und ost- sowie südosteuropäischen Nachwuchsfilmemachern wird mit einem eigenen Filmförderpreis unterstützt.

www.bosch-stiftung.de/kultur





Leben und Werk von Robert Bosch auf der Stuttgarter Theaterbühne

STIFTUNGSWESEN

:: Stiftungen mitten im Leben

Deutscher Stiftungstag mit vielen öffentlichen Angeboten in Stuttgart

ES PASSTE GENAU ZUM 150. Geburtstag von Robert Bosch und den Jubiläumsaktivitäten der Robert Bosch Stiftung: Anfang Mai kamen einige Tausend Gäste zur Jahrestagung des Bundesverbandes Deutscher Stiftungen (BDS) in die baden-württembergische Landeshauptstadt. Zum mehrtägigen Programm gehörten Diskussionen, öffentliche Foren, Ausstellungen, Vorträge, die Mitgliederversammlung des BDS sowie viele persönliche Gespräche. Bewusst wurde in diesem Jahr die Öffnung der Jahrestagung hinein in die Stadt vollzogen. Potentielle Stifter genauso wie »normale« Bürger nutzten die Chance, mehr über Stiftungen zu erfahren und konkret nachfragen zu können. Der BDS verleiht jährlich den Deutschen Stifterpreis; er ging 2011 an Haymo G. Rethwisch, den Gründer der Deutschen Wildtier Stiftung. Der neu gewählte Ministerpräsident Winfried Kretschmann überreichte die Auszeichnung; es war sein erster öffentlicher Termin.

www.stiftungen.org

BILDUNG

:: Es gibt wirklich gute Schule(n)!

Der Deutsche Schulpreis 2011 für die Lichtenberg-Gesamtschule in Göttingen – weitere Auszeichnungen bundesweit vergeben

DEUTSCHLANDS BESTE SCHULE 2011 ist die Georg-Christoph-Lichtenberg-Gesamtschule in Göttingen. Aus den Händen von Bundespräsident Christian Wulff nahmen überglückliche Schüler und Lehrer den Hauptpreis des Deutschen Schulpreises im Wert von 100.000 Euro entgegen. Das Staatsoberhaupt wünscht sich, »dass exzellente Unterrichtskonzepte Schule machen und von hervorragenden Lehrern umgesetzt werden«. Der Hauptpreisträger ist eine Ganztagschule mit hohem Leistungsanspruch. Es gibt bis zur achten Klasse keine Noten und von der fünften bis zur zehnten Klasse arbeiten Haupt- und Realschüler mit Gymnasiasten in heterogenen »Tischgruppen« zusammen. Weitere Auszeichnungen in Höhe von je 25.000 Euro erhielten das Johann-Schöner-Gymnasium in Karlstadt, die Marktschule Bremerhaven



(Grundschule), die Gemeinschaftsgrundschule Hackenberg in Remscheid und die Ganztagschule Johannes Gutenberg in Wolmirstedt (Sachsen-Anhalt). Der mit 15.000 Euro dotierte »Preis der Jury« ging an das Genoveva-Gymnasium in Köln, der ebenfalls mit 15.000 Euro dotierte »Preis der Akademie« an die Heinz-Brandt-Schule (integrierte Sekundarschule) in Berlin. Unter dem Motto »Dem Lernen Flügel verleihen« zeichneten die Robert Bosch Stiftung und die Heidehof Stiftung in Zusammenarbeit mit dem Stern und der ARD zum fünften Mal die besten Schulen Deutschlands aus. Aus 119 Bewerbungen wurden die Sieger in einem mehrstufigen Verfahren ausgewählt und gehören nun fünf Jahre lang zur Akademie des Deutschen Schulpreises.

www.deutscher-schulpreis.de

VÖLKERVERSTÄNDIGUNG

:: Ein überzeugter Europäer zu Gast

Tschechischer Außenminister Karel Schwarzenberg sprach über Transparenz und Verantwortung in der Politik

DIE VORTRAGSREIHE »In Verantwortung für die Zukunft« führt Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens nach Stuttgart, die dank ihrer Erfahrung Impulse geben können für eine verantwortungsvolle Gestaltung der Gesellschaft. Der 1937 als Karl Fürst zu Schwarzenberg in Wien geborene Außenminister der Tschechischen Republik plädierte engagiert für Transparenz und Verantwortung in der Politik – zentrale Themen seiner eigenen Lebensleistung.

www.bosch-stiftung.de/stiftungsvortrag



Engagiert für europäische Belange: Karel Schwarzenberg



:: Die Feier zum Geburtstag des Stifters

DAS JUBILÄUMSJAHR ERREICHTE seinen Höhepunkt: Mit rund 450 Freunden und Partnern feierte die Robert Bosch Stiftung in den 150. Geburtstag von Robert Bosch hinein. Die Festveranstaltung in der Alten Reithalle Stuttgart (oben) stand unter dem Motto »Verantwortung unternehmen«, dem Leitmotiv des Jubiläums. Zu den Festrednern gehörten Nils Schmid (stellvertretender Ministerpräsident des Landes Baden-Württemberg), Michael Naumann (Chefredakteur der Zeitschrift Cicero) und Kurt Liedtke, der Kuratoriumsvorsitzende der Robert Bosch Stiftung. Stuttgarts Oberbürgermeister Wolfgang Schuster überreichte sechs neue Gedenktafeln; sie werden künftig an den Wirkungsstätten von Robert Bosch im Stadtgebiet hängen. Der Abend wurde aber auch ein würdevoller Abschluss der Jubiläumsaktion »Die Verantwortlichen«, von denen einige anwesend waren. Ein beeindruckender Film zeigte ihren großen Einsatz, der sie zu engagierten Bürgern im Sinne Robert Boschs macht. Dieser wiederum stand dann um Mitternacht alleine im Mittelpunkt: Sein Enkel Christof Bosch sprach den Geburtstagstoast. Mehr Impressionen von dem Fest und den weiteren Jubiläumsaktivitäten folgen in einer Sonderausgabe des Magazins zum Jahresende.

:: Karlsruhe wird »Stadt der jungen Forscher 2012«

DIE BADENER DURFTEN JUBELN. Sie setzten sich im Wettbewerb der Körber-Stiftung, der Robert Bosch Stiftung und der Deutschen Telekom Stiftung gegen die Konkurrenten aus Magdeburg und Braunschweig durch. Die Siegerstadt erhält bis zu 65.000 Euro Preisgeld für Schul-Wissenschaftsprojekte und Veranstaltungen.

www.stadt-der-jungen-forscher.de

:: Deutsche und Chinesen an einem Tisch in Berlin

ALTKANZLER HELMUT SCHMIDT und Bundespräsident Christian Wulff gehörten zu den Gesprächspartnern auf dem Medienforum China – Deutschland in der Bundeshauptstadt. Die Robert Bosch Stiftung veranstaltet das Medienforum seit 2010 in Zusammenarbeit mit Global Times, einer der größten Tageszeitungen Chinas.

www.bosch-stiftung.de

PERSONALIA

NEUE MITARBEITER

Gesellschaft und Kultur:

Ina Bergler, Katharina Fischer
Völkerverständigung Westeuropa, Amerika, Türkei, Japan, Indien:

Irene Weinz, Natalie Ferber, Gabriella Diana Hornung, Johanna Birk
Völkerverständigung Mitteleuropa, Südosteuropa, GUS, China:
Benjamin Marquardt, Oliver Radtke, Marte Sybil Kessler

Bildung und Gesellschaft:

Franziska Germer, Christina Distler
Sonderbereich Zukunftsfragen der Gesundheitsversorgung:

Martina Kaplanek, Sabine Dack-Ommeln
Büro Berlin: Daina Hues

Kommunikation:

Stefan Schott (Leiter), Patricia Schrader-Wurbs

Geschäftsführung:

Michael Schulze (Assistent)

AUSGESCHIEDEN

Gesellschaft und Kultur: Juliane Hagedorn
Völkerverständigung Westeuropa, Amerika, Türkei, Japan, Indien:

Lucie Kuhls, Nadine Lashuk
Völkerverständigung Mitteleuropa, Südosteuropa, GUS, China:

Linda Böhm-Czuczowski, Marc Bermann
Büro Berlin: Alice Grabe

IMPRESSUM

Robert Bosch Stiftung Magazin, Nr. 11, Oktober 2011

Das Magazin erscheint in einer Auflage von 8000 Exemplaren. Eine PDF-Version steht unter www.bosch-stiftung.de zum Download bereit.

Herausgeber

Robert Bosch Stiftung GmbH,
Heidehofstraße 31, 70184 Stuttgart,
magazin@bosch-stiftung.de

Geschäftsführung

Dieter Berg, Dr. Ingrid Hamm

Verantwortlich

Stefan Schott, Leiter Kommunikation

Redaktion

Lore Tress, Stephanie Rieder-Hintze

Layout und Produktion

KircherBurkhardt GmbH, Berlin

Druck

J.F. Steinkopf Druck GmbH, Stuttgart
ISSN-Nr. 1865-0910

